

Die Totenhand.

Kriminalroman von Richard Marsb.

(3. Fortsetzung.)
6. Kapitel.

„Eine Empfehlung von Frau Lascelles-Treor, und sie läßt sehr um Ihren Besuch bitten.“

„Ich hatte ein brennendes Streichholz in der Hand und war eben im Begriff, meine Pfeife damit in Brand zu stecken, als mir die Botchaft durch den neuen Kellner überbracht wurde.“

Frau Lascelles-Treor? Ich legte das Streichholz beiseite und fragte verwundert:

„Wollen Sie mir nicht zunächst sagen, wer das ist?“

„Die Dame, welche heute hier angekommen ist, mein Herr, und welche Sie jetzt in Nr. 8 erwartet.“

„So! Und was wünscht Frau Lascelles-Treor von mir?“

„Das weiß ich nicht, mein Herr! Sie trug mir nur auf, Ihnen die Bestellung zu überbringen mit der Bitte, sich gefälligst zu ihr hinaufzubewegen zu wollen.“

So ging ich denn hinauf, mich im Stillen wundernd, warum mich diese mir völlig unbekannte Dame zu sprechen wünsche.

Ich wurde von einer großen, stattlichen Dame empfangen, welche ein dunkelblaues Seidentkleid von einem Schilde trug, der in einem Halskragen mehr als Plage gewesen wäre.

Sie erhob sich bei meinem Eintritt halb von ihrem Sitz und neigte ihr Haupt grüßend gegen mich mit einem wie mir schien, wohlwollenden Lächeln auf den Lippen. Hierauf redete sie mich in lauter, etwas hartem Accent an mit den Worten:

„Wie freundlich von Ihnen, Herr Southam, daß Sie meiner Bitte Folge leisten! Es ist mir recht schwer geworden, Sie zu bemühen, und ich bitte deshalb tausendmal um Entschuldigung; aber ich bedarf Ihrer freundlichen Hilfe sehr dringend. Ich möchte Sie nämlich herzlich bitten, einen Brief für mich zu schreiben.“

„Wenn ich nur imstande sein werde, das nach Ihren Wünschen zu thun.“

Ihren rechten Arm gegen mich ausstreckend, sagte sie, ohne auf meine Bemerkung näher einzugehen:

„Ich habe meine Hand verloren.“

Beide Arme waren bis zur Schulter entblößt, und ich bemerkte, daß sie sehr schön geformt und von herrlicher Weiche waren. Lange Handschuhe bedeckten dieselben fast bis zum Ellenbogen, und ich konnte nicht erdennen, an welchem Arme die Hand fehlte.

Sie schien meine Gedanken zu erraten; denn sie sagte, immer noch den rechten Arm ausstreckend: „Sie denken, daß dieser Handschuh eine richtige Hand umschließt; doch das ist nicht der Fall, sondern ich trage in demselben eine künstliche Hand. Bitte, kommen Sie näher und überzeugen Sie sich.“

Ich verbeugte mich mit dem Bemerkung, daß ich keinen Grund hätte, an Ihren Worten zu zweifeln.

„Leider bin ich nicht dahin gelangt, meine linke Hand in dem Maße gebrauchen zu lernen, wie ich es wohl gern möchte. Ich kann allenfalls damit ein wenig schreiben, aber wenn es gilt, einen gut geschriebenen Brief zu verfassen, bin ich auf die Hilfe eines anderen angewiesen. Möchten Sie nun heute aus diesem Grunde die Güte haben, für mich die erwähnte Arbeit zu besorgen?“

Es war ein recht sonderbares Anliegen, welches sie, als neuer Ankömmling in einem Hotel, an einen ihr gänzlich fremden Menschen stellte; doch ich erklärte mich bereit, ihren Wünschen zu entsprechen.

Während der ganzen Zeit, in welcher ich schrieb, plauderte sie ununterbrochen und legte die Unterhaltung auch nach Beendigung des Briefes fort.

Dabei geriet auch sie auf das Thema, an welches ich nun nachgerade hätte gewohnt sein müssen, es aber leider noch immer nicht war.

„Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Southam, daß ich in der Zeitung alles sehr eifrig verfolgt habe, was über den schrecklichen, hier im Hause geschehenen Mord berichtet wurde, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich hauptsächlich deshalb gerade hier, in diesem Hotel, abgeblieben bin.“

„Wenn dem so ist, so haben Sie jedenfalls eine ganz eigenartige Geschmacksrichtung — und finden das etwas Anziehendes heraus, wo der Durchschnittsmensch viel eher das Gegenteil entdecken würde.“ entgegnete ich ihr.

Sie lachte und sagte: „Ich weiß wirklich nicht, ob es das gerade ist; aber, um die Wahrheit zu sagen, will ich nur gestehen, daß in mir ein lebhaftes Interesse für Sie entstanden war.“

Der Nachdruck, welchen sie auf diesen Satz und besonders auf das Fürwort legte, befreudete mich nicht wenig.

„Ich kam zu dem schnellen Entschluß, Sie hier in diesem Hotel direkt aufzusuchen und, wenn mir die Gelegenheit sein würde, Ihnen ein Anerbieten zu machen. Sie sehen, wie offen ich bin.“

Ja, gewiß, offen war sie bis zu einer mir fast unangenehm berührenden Art; doch hatte dieselbe nicht gerade

etwas direkt Verleidendes für mich. Als ich ihr aber antwortete, war mein Ton doch wohl kaum besonders entgegenkommend.

„Ihre Offenheit ist jedenfalls anerkennenswerth,“ erwiderte ich ihr, „und jetzt, wo Sie in betreff meiner Bekanntheit nicht mehr im Zweifel sind, darf ich vielleicht nach der Art des Anerbietens fragen, welches Sie mir zu stellen gesonnen sind?“

Wieder lachte sie wie vorher.

Es ist sehr wohl möglich, daß mein Wahrnehmungsvermögen in dieser Stunde ganz besonders rege war, aber ich hatte während der ganzen Zeit das Gefühl, als ob von ihr ein Etwas, eine gewisse Atmosphäre ausginge, welche zu nichts weniger als zum Lachen Veranlassung gegeben hätte. Ohne mich im Jertum zu befinden, empfand ich ganz deutlich, daß ihre Sinne wie die meinen auf's äußerste gespannt waren, wenn sie sich auch den Anschein gab, nur in leichter, oberflächlicher Weise mit mir zu verhandeln.

„Sie müssen im Auge behalten, Herr Southam, daß ich alles, was die Zeitungen über Sie berichteten — Sie wissen wohl, daß dies nicht gerade wenig — ganz genau und bis ins kleinste Detail kenne. Wir stehen uns daher eigentlich gar nicht mehr als Fremde gegenüber; wenigstens sind Sie mir nicht mehr fremd. Auch kannte ich, nebenbei bemerkt, früher eine Person, die ebenfalls den Namen Southam führte.“

Ich stutzte und wurde gewahr, daß die Fremde mich scharf beobachtete, wenn sie sich auch bemühte, dies durch eine wie zufällige Beschäftigung an ihrer Toilette vor mir zu verbergen.

„Sie tanneten eine Person meines Namens? Das interessiert mich wirklich zu hören. War es ein Mann oder eine Frau?“

Meine Worte ignorierend, fragte sie schnell: „Haben Sie irgendwelche Verwandte Ihres Namens?“

„Nicht daß ich wüßte, obwohl es sicherlich genug Leute meines Namens in der Welt geben mag. Was war das für ein Southam, den Sie kannten?“

Mit gesuchtem gleichgültigem Tone antwortete sie: „O, das kann ich kaum noch sagen: es ist schon sehr lange her, und wie Sie soeben bemerkten, mag der Name wohl sehr häufig vorkommen. Ich wollte nur sagen, daß wir uns doch nicht so fremd sind, als man aus unserer heutigen ersten Begegnung schließen möchte. Darf ich fragen, ob Sie noch immer eine Anstellung suchen? Nach den Zeitungsberichten zu schließen, dachte ich, es wäre vielleicht noch der Fall.“

„Ihre Vermutung war richtig; denn es ist noch der Fall.“

„Güthen Sie vielleicht Reizung, den Posten eines Sekretärs zu bestreiten?“

„Gines Sekretärs? Ich schwinde und überlegte im stillen schnell, nicht die etwaigen Chancen einer solchen Stellung, wohl aber, aus welcher Quelle mir dieser Vorschlag kam.“

„Die Stellung eines Sekretärs? Bei wem?“

„Das ist wirklich sehr gültig von Ihnen, Madame; aber haben Sie auch bedacht, wenn Sie diesen Vorschlag machen? Mir, einem unter dem bewußten schweren Verdacht stehenden Manne!“

Sie meinten, weil Sie des Mordes an Jonas Hartopp verdächtig sind?“

Ihre so unumwundene, an mich gerichtete Frage klang geradezu brutal.

„Genau das meine ich! Ich wurde dieses Mordes verdächtig und stehe noch unter diesem Verdacht, soviel ich weiß.“

„Diejenigen, welche Sie verdächtigen, sind Narren allesamt, und ich stelle mein Urtheil als Menschenkennerin diesem lächerlichen Verdacht entgegen. Als ob Sie aus dem Holze geschnitten wären, woraus die Mörder stammen! Lächerlich!“

Schnell, fast hastig sprechend, fuhr sie fort:

„Ich will Ihnen vertrauen, wenn auch Sie Ihrerseits mir Vertrauen schenken. Was ich sagte, will ich Ihnen auch beweisen, falls Sie mir, wie ich fürchte, Mißtrauen entgegenbringen sollten. Ich habe in der That meine Hand verloren; sehen Sie her und überzeugen Sie sich.“

Bevor ich noch Einpruch erheben konnte, begann sie hastig ihren rechten Handschuh aufzulösen. Nachdem sie nur einige Knöpfe desselben geöffnet hatte, löste sich der Handschuh zugleich mit seinem Inhalt von dem Arme los, und das verflümmelte Glied trat mir vor die Augen.

Ich war sprachlos vor Bestürzung; denn das Ganze geschah so schnell und völlig unerwartet für mich, daß es mir einen ganz entsetzlichen Eindruck machte.

Mit tiefem Groll in ihrer Stimme fuhr sie fort: „Ich verlor meine Hand unter solchen Umständen, daß mir ihr Verlust für ewig in mein Gedächtniß eingegraben wurde. Täglich und stündlich glaube ich sie seitdem von neuem

zu verlieren. Ich bin dadurch zum Krüppel geworden — wollen Sie mich als einen solchen mit Ihren gesunden Gliedern unterstützen, dadurch, daß Sie mein Sekretär werden? Viel Arbeit werden Sie freilich bei mir nicht bekommen; aber etwas giebt es immerhin zu thun, wenn ich auch gleich bemerken will, daß das Gehalt, welches ich gewähren kann, kein besonders großes sein wird. Vorläufig wäre es freilich hinreichend, bis Sie etwas Besseres gefunden haben. Ich würde Ihnen hundert Pfund pro Jahr geben, dazu, wie es in den Zeitungsinserten immer heißt, völlig freie Station. Sie haben nicht nötig, mir jetzt sofort Ihre Antwort zu geben; denn es ist sehr leicht möglich, daß ich genötigt bin, noch längere Zeit hier zuzubringen, und ich hoffe, daß Sie es mir wenigstens für diese Zeit nicht ab schlagen werden, meine rechte Hand zu sein. Sie werden schon selbst einsehen, wie nötig ich einer Hilfe bedarf.“

Von neuem lenkte sie bei ihren letzten Worten meine Blicke auf ihren verflümmelten Arm; doch ich entschloß mich noch zu keiner bestimmten Antwort; denn ihr Vorschlag war ein derartiger, daß er in mehr als einer Hinsicht überlegt sein wollte. Auch war sie für mich eine völlig Fremde, während sie über meine Person genau orientirt zu sein schien, wenn auch diese ihre Kenntniß nur aus Zeitungsberichten stammte. Sie war vielleich eine etwas adretere Dame, welche alle lästlichen Dinge wenig oder gar keinen Geschmack abzugeben verstand.

Nachdem ich mit mir zu Rathe gegangen war, entschloß ich mich, ihrem Verlangen insofern zu entsprechen, als ich für die Dauer ihres Aufenthalts im Hotel die von ihr gewünschte Arbeit übernehmen wollte. Vielleicht lag dann, wenn sie abgereist war, mein Weg klare vor mir, als es heute der Fall war.

Während der nun folgenden Tage hatte ich reichlich Gelegenheit, Frau Lascelles-Treor zu sehen und zu sprechen; je mehr und je länger dies aber der Fall war, desto räthselhafter wurde sie mir. Sie hatte übrigens eine Menge Beschäftigung für mich. Da gab es eine ganze Anzahl Papiere, die ich abzuschreiben hatte — Papiere, die mir im höchsten Grade unwichtig erschienen. Während ich damit beschäftigt war, unterbrach sie mich fortwährend und schwahte und plauderte ohne Ende.

Bei diesen Unterhaltungen erfuhr sie nach und nach so ziemlich alles aus meinem Leben, während ich mich nicht im geringsten über ihre Person unterrichten konnte.

Ich erhielt nur den Eindruck, daß sie eine sehr aufgeregte Frau mit gebieterischem Wesen war. Ihren endlosen Fragen einmal auszuweichen oder eine bereits gestellte Frage einmal überhören zu wollen, hätte untreulich die unangenehmste Scene zwischen uns heraufbeschworen. Schien sie doch unser gegenfeitiges Abkommen so aufzufassen, als ob sie mir durch dieses Engagement eine große Wohlthat erwiesen hätte, für welche ich ihr zu unbedingter Ergebenheit verpflichtet wäre.

Für gewöhnlich liegt es nicht in meinem Charakter, einem meiner Mitmenschen mit Widerwillen zu begegnen; hier aber geschah es mir, ganz gegen meine Absicht, daß sich meiner eine wahre Antipathie gegen Frau Lascelles-Treor bemächtigte. Ich hatte das höchst unbequeme Gefühl, als ob sie mich bewache, ausforsche und mit mir spiele, wie die Katze mit der Maus! Wirklich, eine nichts weniger als angenehme Empfindung!

Um mein Unbehagen noch zu vergrößern, erlangte ich immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß auch der neue Kellner mir auf Schritt und Tritt nachspionierte. Stets sah ich seine Augen mit spähendem Ausbruch auf mich gerichtet — einem Ausdruck, der mich geradezu in Wuth zu bringen vermochte.

Ich war überzeugt, der rastlose Spion belauschte auch regelmäßig meine Unterredungen mit Frau Lascelles-Treor, und schon lange hatte ich den Wunsch, ihn dabei einmal zu erwischen.

Eines Abends konnte ich nicht schlafen — ich wollte noch ein wenig rauchen und suchte gerade nach einer Pfeife. Da fiel mir ein, daß ich sie unten im Zimmer gelassen hatte, und schnell entschloß ich mich, sie zu holen.

Kaum hatte ich die Schlafzimmertür geöffnet, als ich an eine dunkle Gestalt anprallte. Bevor ich mir noch klar geworden, wer es sein könne, lag dieselbe auch schon umgeworfen auf dem Boden. Eine Fluth von Entschuldigungen stieß von den Lippen des sich wieder Emporrichtenden, trotzdem ich kaum annehmen konnte, daß die Art und Weise meines schnellen Handeldens dem pionirten Kellner als eine angenehme erschienen war.

7. Kapitel.

Von Tag zu Tag wurde ich mehr bedrückt von Zweifeln und Unruhen. Wenn auch nicht durch greifbare Dinge in mir entstanden, waren dieselben trotzdem gerechtfertigt. Ich hatte das beängstigende Gefühl, als ob ein mich umgebendes Netz immer enger und enger um mich her zusammengezogen würde. Jeder Schritt, den ich that, schien mich tiefer zu verstricken. Ein derartiger Zustand war in der That höchst beängstigend und unnatürlich, daß sagte ich mir wohl häufig genug bei meinen einsamen Gängen, welche ich gern noch des Abends am Quai

entlang unternahm, um mich wenigstens für eine Weile von den mich im Hause quälenden Vorstellungen und Besorgnissen zu befreien.

Eines Abends sah ich bei meiner Rückkehr in das Hotel, daß ein Mann sich vor demselben aufhielt, mit dem Bemühen, sich im Dunkeln zu verbergen.

Diese seine Absicht wurde mir sofort klar. Als er mich bemerkte, suchte er sich meinen forschenden Blicken zu entziehen. Ich hielt ihn für den Kellner, wie gewöhnlich auf der Tauer stehend, nach mir auszukübeln. Schnell suchte ich an ihn heranzutreten, und noch ehe er sich dessen verhalf, hatte ich ihn erreicht; und bei der Schulter gefaßt.

Eben wollte ich den Laufsteg wegen seiner unerhörten Spionage zur Rede stellen, als ich bei näherem Blick auf seine Gestalt zu meinem Erstaunen gewahrt wurde, daß ich mich geirrt hatte. Dieser Mann war kleiner und schwächer gebaut als der neue Kellner; auch zeigte er viel mehr Widerstand, als jener entwickelt hatte. Er wand sich unter meiner Hand wie ein Kalb; aber ich hielt ihn fest und war bestrebt, ihn etwas mehr an das Licht zu ziehen.

Dort gelang es mir, ihm voll ins Gesicht zu schauen, worauf meinen Lippen der Ausruf entschlüpfte: „Was, Sie sind es? James Southam — Barnes! Seltiger Himmel!“

Kaum hatte ich diese Worte hervorgehoben, als er mich auch schon zu Boden geschleudert hatte. Der Schreck machte mich unfähig zu jedem Widerstand; denn genau so wie das erste Mal wurde ich niedergeworfen, als wäre ich ein bloßer Regler. Kaum wußte ich, wie es zugegangen, daß ich lang ausgestreckt am Boden lag. An meiner Kehle fühlte ich seine Hand, und auf meiner Brust sein festgestemmes Knie. Der Schurke hatte sich so dicht zu mir heruntergeneigt, daß sein Athem mein Gesicht streifte.

„Sind Sie es also wieder?“ sagte er in heiserer Tone. „Dachte ich es mit doch! Beim geringsten Laut, den Sie von sich geben, bläse ich Ihnen das Lebenslicht ohne Umstände aus. Aber sagen werden Sie mir sofort, was Sie von mir wollen. Verstehen Sie mich?“

Um seine Frage für mich nachdrücklicher zu gestalten, schlug er meinen Kopf mit Behemung auf das Straßpflaster auf. Ich wunderte mich, daß mein Schädel diesem Anprall gewachsen war. Daß ich unter solchen Umständen völlig in der Gewalt des Halunken war, leuchtete mir zur Genüge ein; auch war es unglücklicherweise schon sehr spät, so daß die Straße, wenn auch kaum einen Steinwurf weit vom Strande entfernt, bereits gänzlich verödet war. Somit hätte die ganze Nacht vergehen können, bevor jemand hier zu meiner Hilfe erschienen wäre.

„Nehmen Sie Ihre Hand von meiner Kehle fort, sonst kann ich nicht sprechen — Sie erwürgen mich ja!“ rüchelte ich.

Juor geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie sich nicht rühren wollen, wenn ich Sie loslasse — sonst — sehen Sie her!“

Seine Hand hielt ein Messer umspannt, ein so abscheuliches Messer, wie ich nur je eines gesehen — welches er vor meinen Augen blitzen ließ.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf,“ versuchte ich hervorzubringen. „Jetzt endlich zog er seine Faust von meiner Kehle zurück, und ich athmete, befreit von dieser entsetzlichen Umklammerung, erleichtert auf, obgleich sein Knie noch immer mit eisernem Druck auf mir lastete.“

„Wagen Sie es nicht, sich zu rühren, oder es wird Sie gereuen.“ Mit diesen Worten setzte er mir — das gräßliche Messer an die Kehle und fuhr fort: „Jetzt beantworten Sie mir schnell meine Fragen: Was wollten Sie von mir?“ sagte er mit vor Zorn funkelnden Augen. „Wie kommen Sie dazu, zu wissen, daß mein Name James Southam ist?“

„Das habe ich ja niemals gewußt! Die Wahrheit ist eben die, daß dies zufällig mein eigener Name ist.“

„Was sagen Sie da?“

„Ich bemerke nur, daß dies zufälligerweise auch mein Name ist. Wenn es Ihnen beliebt, können Sie den Inhalt meiner Taschen durchsuchen. Derselbe wird Sie hoffentlich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen. Ich habe mindestens ebensoviele Interesse an Ihren Angelegenheiten, wie Sie an den meinen.“

„So sind Sie kein Polizist, Privatdetektiv, Spion oder dergleichen? Können Sie mir das beschwören?“

„Sehr wohl, wenn Sie wünschen. Ich bin nur ein armer Teufel von Buchhalter, der schon vor weiß wie lange ohne Stellung umherläuft. Warum Sie mich zu fürchten haben könnten, ist mir völlig ein Räthsel.“

Er zögerte eine Weile und sagte dann mit mürrischem Tone: „Ich weiß nicht, ob Sie mir die Wahrheit sagen — glaube es auch kaum — aber ich werde es auf irgend eine Weise schon erfahren. Wenn ich Sie jetzt loslasse, könnte ich Ihnen trauen?“

„Das können Sie! Ich gebe Ihnen nochmals mein Wort darauf!“

Er gab mich frei, und ich stand auf. Indem ich den Staub von meinen Kleidern schüttelte, maß ich meinen Angreifer nochmals mit meinen Blicken und sah nun erst, wie schäbig und höhlig der Mensch ausah. Seit unserer ersten kurzen Zusammenkunft schien er ganz bedeutend abgenommen zu haben.

„Sie sehen übrigens nicht danach

aus, als hätten Sie im Ueberflusse geelbt,“ sagte ich zu ihm.

„Das freilich nicht, da ich das Leben eines Landstreichers geführt habe; das bringt den Menschen schnell zurüd.“

„Warum verschwanden Sie überhaupt so plötzlich? Frau Barnes theilte mir doch mit, daß Sie ihr Gatte waren, und ich sollte meinen, daß Sie als solcher über seine Noth zu klagen hätten.“

Er sah mich argwöhnlich an. „So, so, das erzählte sie Ihnen also! Und was sagte sie Ihnen sonst noch?“

Nichts von Belang! Ich weiß nur, daß sie nach Ihrem Verschwinden ganz außer sich war, besonders seit dem Vorfall mit Duncan Rothwell.“

Wir hatten, wie auf Verabredung, die Straße überschritten und gingen am Quai entlang nebeneinander her, die Richtung nach dem Centrum der Stadt einschlagend.

Obgleich ich nicht ohne Absicht die letzte Bemerkung gemacht hatt, war ich doch nicht darauf gefaßt, dieselbe in einer derartigen Weise auf meinen Begleiter wirken zu sehen, wie es jetzt geschah.

Abermals setzte mich der Mann in Erstaunen und Schreden. Zuerst wie angewurzelt stehend, drehte er sich dann wie außer sich im Kreise herum, und wieder bligte das Messer in seiner Rechten, während die Linke mir wieder an der Kehle lag. Allein diesmal gelang es mir, ihn abzuwehren.

„Was in aller Welt soll das heißen? Mensch, sind Sie denn gänzlich toll geworden?“

Keuchend stand er vor mir. „Was für ein Name war das, den Sie soeben ausgesprochen?“ brachte er endlich mühsam hervor. „Wie war der Name, den Sie soeben nannten? Wiederholen Sie ihn noch einmal, wenn Sie den Muth dazu haben.“

Wieder machte er eine schreckliche Berde mit dem Messer; er schien halb wahnsinnig vor Aufregung zu sein.

„Duncan Rothwell, der Mann, welcher auf der Schwelle Ihres Hauses ermordet wurde.“

Das Messer fiel ihm aus der Hand, und durch seinen Körper ging ein solches Zittern, daß ich glaubte, er würde umsinken.

Schnell wie der Blitz bückte ich mich nach dem am Boden liegenden Messer, und umschloß es fest mit meiner Hand, in der es besser als in der seinen verwahrt war. Er schien es nicht zu bemerken, sondern starrte wie abwesend vor sich hin und murrte dabei immer wieder von neuem: „Ermordet auf der Schwelle unseres Hauses!“

„Wo haben Sie sich so lange verborgen gehalten, daß Sie diese Schredenstunde, welche auf aller Lippen war, nicht gehört haben?“

Ich sah, wie er sich bemühte, Fassung zu gewinnen. Nach einer Weile sagte er, wie aus einem Traume erwachend: „Ich habe nichts gehört, und kann mir die Sache deshalb auch gar nicht zusammenreimen. Erzählen Sie mir doch genauer darüber.“

Während ich seinem Wunsche nachkam, beobachtete ich ihn scharf und kam zu der Ueberzeugung, daß ihm der schreckliche Vorgang wirklich noch unbekannt sein mußte. Er lautete in höchster Spannung und Verdrach sozusagen jedes Wort aus meinem Munde. Seinem ganzen Benehmen nach kam es mir immer unwahrscheinlicher vor, daß er bei der tragischen Begebenheit seine Hand im Spiele gehabt haben sollte.

Während meiner Schilderung lehnten wir an einem Geländer, welches uns vom Wasser trennte, und ich sah, daß mein Begleiter nicht einen Blick auf mich warf, sondern unausgesetzt in den düsteren Strom starrte.

Als ich gendete, schwieg er eine Weile und fragte dann: „Habe ich Sie recht verstanden, daß man bis jetzt keine Spur von dem Thäter entdeckt hat?“

„Nicht die geringste!“

Wenn ich mich nicht täuschte, spielte ein Lächeln um seine Lippen.

„Und dabei fanden Sie ihn doch fast in demselben Augenblicke, als das Verbrechen begangen wurde?“

„Wäre ich nur eine Sekunde früher in den Hausflur getreten, so hätte ich den Mörder noch bei der Ausführung seiner blutigen That getroffen.“

Jetzt lachte er laut auf — es war ein unheimliches Lachen.

„Um Gottes willen, Mann, lachen Sie nicht in so fürchterlicher Weise! Es geht mir fast durch alle Glieder!“

Er schwieg, und ich ließ ihn genähren. Allmählich nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, als wanderten seine Gedanken in weiter Ferne umher.

Nach längerer Zeit, in welcher sich die verschiedensten Empfindungen auf seinen Zügen gejagt hatten, brach er das Schweigen vor sich hin, ohne sich anscheinend meiner Gegenwart noch bewußt zu sein: „Was ist sie doch für ein Weib!“

Das sagte er, und ich verstand die Worte genau, trotzdem er sie fast nur zwischen den Lippen murrte, diese Worte, welche er halb in Bewunderung, halb in Verachtung vor sich hin sprach. Und abermals verfiel er in tiefes Schweigen.

8. Kapitel.

Alle meine Ueberredungskünste vermochte nicht, Barnes zu bestimmen, nach Hause zu gehen. Ich hielt ihm das Unrecht gegen sich selbst, wie auch gegen seine Frau vor und gab ihm zu

bedenken, wie verächtlich er sich selbst dadurch mache, daß er sich verberge — doch umsonst, er ließ sich nicht bewegen, mit mir in das Hotel zurückzugehen. Das einzige, was er mir versprach, war, daß er zum Vorkeinen kommen wolle, sobald die Zeit dafür gekommen sei. Was er damit meinte, blieb mir verborgen.

Auch von mir verlangte er ein Versprechen, nämlich mein Wort darauf, daß ich seiner Frau nicht das geringste von unserer Begegnung sagen wolle. Nur weil er mir fast in beschwörendem Tone die Versicherung gab, es sei so am besten für seine Frau und auch für mich, erfüllte ich sein Verlangen. Zugleich einen Anhaltspunkt für seinen geheimnißvollen Aufenthalt wollte er mir nicht geben.

Schließlich entlehnte er von mir alles baare Geld, was ich in der Tasche bei mir trug.

Frau Barnes hatte mir einen Schlüssel für die Hausthür gegeben, damit ich von niemand abhängig wäre, falls ich mich einmal verspäten sollte. Kaum hatte ich nun heute den Schlüssel hineingesteckt, als die Thür auch schon von innen geöffnet wurde und ich mich Auge in Auge mit dem neuen Kellner befand. Auch in dieser späten Stunde trug er, wie immer, das unvermeidliche Lächeln auf seinem Gesichte.

„Was haben Sie mitten in der Nacht noch hier zu schaffen?“ fuhr ich ihn an. „Sie wissen doch ganz genau, daß ich den Hausschlüssel heiz bei mir trage.“

„Verharre in seiner steifen, gedrehten Haltung, welche mich stets mehr an einen Soldaten, als an einen Bediensteten erinnerte. Nicht eine Muskel seines Gesichtes zuckte, als er höflich, wie immer, erwiderte: „Ich bin hier auch als Nachtpfortner angestellt, mein Herr.“

„Nun, mir gegenüber haben Sie wirklich nicht nötig, Ihres Amtes zu walten. Ich möchte überhaupt bei dieser Gelegenheit ein paar Worte mit Ihnen reden. Wie kommen Sie dazu, allen meinen Handlungen, auch den unbedeutendsten, ein so reges Interesse zu widmen? Daß Sie einen besondern Grund dazu haben, ist mir längst klar; aber ich sage Ihnen ein für allemal, ich werde während meines Aufenthaltes in diesem Hause ohne jede Einschränkung das thun und lassen, was mir beliebt. Treffe ich Sie in der nächsten Zeit wieder einmal dabei, mein Kommen und Gehen zu belauern, so werden Sie über eine tüchtige Tracht Prügel zu quittieren haben. Daß ich Ihnen nicht nur drohe, sondern mein Vorbereiten auch ausführen werde, darauf können Sie sich verlassen.“

Der Wurf erwiderte nicht eine Silbe. Mit festgeschlossenen Lippen stand er da, als ob er den Sinn meiner Worte nicht erfaßt hätte; doch in seine Augen trat ein Ausdruck, welcher kaum darauf schließen ließ, daß sein Inneres in diesem Augenblicke von Sanftmuth und Artigkeit für mich erfüllt war.

Als ich in meinem Schlafzimmer im Begriff war, mein Nachthemd anzulegen, fiel mir ein Zettel aus den Falten desselben zu Füßen. Indem ich mich danach bückte, um ihn aufzusehen, fragte ich mich, was das wohl wieder zu bedeuten habe. Er enthielt nur vier Worte: „Sie sind in Gefahr!“ stand darauf in der mir nun schon bekannten Handschrift der Barnes geschrieben.

Wirklich ein höchst geheimnißvolles Hotel! Ob hier der Mann oder die Frau die räthselhafte Person war, blieb eine offene Frage. Seit Tagen hatte die Wirthin mich gemieden. Auf alle meine Bemühungen, sie in ein Gespräch zu ziehen, hatte ich kaum ein Wort aus ihr herauslocken können. Wie kam sie nun mit einemmal dazu, mir diese mystische Botchaft zu senden?

Also, ich war in Gefahr! Inwiefern? Ging es so noch eine Weile weiter, so drohte mir zunächst und am allermeisten die Gefahr, den Verstand zu verlieren.

Es waren nach meiner letzten Zusammenkunft mit Frau Lascelles-Treor immer noch einige Papiere zu topieren übrig geblieben. Ich arbeitete stets in ihrem Privat-Sprechzimmer, nachdem ich zuvor gestrichelt und darauf bei ihr angefragt hatte, ob sie mich empfangen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reiterkavallerie.

Reiche Leute kommen auf courtoise Ideen. Ein Einwohner der französischen Stadt Mirecourt hinterließ seinen Mitbürgern ein Legat mit der Bedingung, dem großen Bacillenforscher Pasteur ein Standbild zu errichten, und zwar zu Pferde. Nun will die Gemeinde zwar eine Büste des Gelehrten aufstellen, aber kein Reitermonument. Die anderen Erben lassen sich das natürlich nicht gefallen, weil dann das Legat ihnen zufliehe. Zunächst wurde behauptet, der Testator sei nicht bei Sinnen gewesen. Aber seine Zurechnungsfähigkeit ward festgestellt. Aus Patriotismus willigen die Erben schließlich in ein Compromiß und begnügen sich mit der Büste. Pasteur wird also nach seinem Tode nicht zu reiten brauchen.

Ein erfreulicher Schritt vorwärts, schreibt Dr. Kritikus, müßte es sein, wenn die neuen, fünf Meilen weit tragenden Schutzpocken, mit welchen unsere Armeen versehen werden soll, überall eingeführt würden; auf solche Entfernung wird dann mit rauchlosem Pulver und perdelozer Kavallerie die blutlose Schlacht geschlagen. Wer Sieger bleibt? Nun, der, welchem der Pulver-Truß am Längsten pumpt.